



Geschichte der deutschen Kunst

<<Das>> frühe und hohe Mittelalter bis zum Ausgang der Staufer : die
Kunst des romanischen Stils / Georg Dehio

Dehio, Georg

Berlin [u.a.], 1930

Historisch-topographische Übersicht

[urn:nbn:de:hbz:466:1-96180](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-96180)

gräber auf künstlerische Auszeichnung ganz verzichtet haben; eine Platte mit einfacher Namensinschrift im Fußboden des über ihnen liegenden Chorabschnitts genügte. Die Erinnerung an Heinrich III. haftet an Goslar, der Pfalz und dem Dom, den der stumpfsinnige fiskalische Sparsinn des 19. Jahrhunderts abbrechen ließ. Heinrich IV. dankte der Stadt Mainz durch Erneuerung ihres Domes, desselben Baus, den wir, mit einigen Veränderungen, noch heute besitzen. Damit ist aber die Reihe der von dem Bündnis zwischen Königtum und Bistum Zeugnis ablegenden Bauten zu Ende. Schon die Staufer waren Kirchenbauer nur auf eigenem Territorium, der Einschnitt des Investiturstreites lag dazwischen.

HISTORISCH-TOPOGRAPHISCHE ÜBERSICHT.

In unserem historischen Baugut ist die romanische Epoche stärker vertreten, als sich für den ersten Blick verrät. Allerdings klein ist die Zahl der wenig oder gar nicht veränderten Denkmäler, und natürlich um so kleiner, je höher hinauf ihre Entstehungszeit liegt. Der wohlmeinende Unverstand vermeintlicher Wiederherstellungen hat, Ausnahmen zugegeben, im ganzen mehr geschadet als genützt, da er in einer für den Laien nicht unterscheidbaren Weise Meinungen und Deutungen in die leibhaftige Geschichtlichkeit einmischt. Bemerken wir kurz: allen früheren Zeiten bis zum 19. Jahrhundert ist es eine Selbstverständlichkeit gewesen, an einem alten Bauwerk nötig werdende Erneuerungs- oder Zusatzarbeiten im Stile der eigenen Gegenwart auszuführen, nicht in dem der Entstehungszeit des Gebäudes; gerade wie es einem Sänger etwa der staufischen Zeit unmöglich gewesen wäre, in der Sprache Otfrieds zu dichten. Nicht notwendig brauchte die dabei eintretende stilistische Differenz eine künstlerische Dissonanz zu ergeben; erfreulicherweise nicht ganz selten findet sich im Rhythmus der Linien und Massen eine feinfühlig eingliedrig in das Überlieferte, noch öfter freilich rücksichtslose Umgestaltung. Die Veränderungen sind nach Art und Grad sehr verschieden. Fast alle flachgedeckten Basiliken wurden früher oder später, zum Teil schon in spätromanischer Zeit, mit Gewölben versehen. In andern Fällen ist über einen intakten romanischen Kernbau ein fremdartiges dekoratives Gewand gelegt, namentlich das 18. Jahrhundert liebte dieses; Beispiele: Dom zu Hildesheim, Dom zu Freising, Abteikirchen Ebrach und St. Emmeram in Regensburg, welche Barockbauten zu sein scheinen, aber romanisch sind; sehr viele Dorfkirchen haben bei romanischer Bausubstanz gotisch vergrößerte Fenster. Oder: die frühromanischen Mauern wurden bis zu den Fundamenten abgetragen, diese aber für den Neubau wieder benutzt; Beispiele: die Dome zu Straßburg, Bamberg, Münster. Und der häufigste Fall: die Erneuerungen, die meistens zugleich Erweiterungen sind, begreifen nur Teile des Gebäudes,

während andere, wenig verändert, die alte Gestalt bewahren, so daß in einem Gebäude viele Stilstufen zusammentreffen.

In Deutschland zeigen die provinziellen Typen keine so scharfe Sonderart wie in Frankreich und Italien, aber es bestehen doch beträchtliche Unterschiede der schöpferischen Fähigkeit. Es war nicht der durch die frühere Bekehrung zum Christentum und die größere Nähe Italiens bevorzugte Süden, sondern das Land der Rheinfranken und Sachsen, wo der deutsch-romanische Stil seine frischeste Gestaltungskraft entfaltete, während der Süden noch lange Zeit bei unentwickelten Formen stehen blieb. Das berühmte *saeculum obscurum*, die Zeit der ohnmächtigen letzten Karolinger, der Normannenzüge und Magyareneinfälle, hat zwar keine völlige Lücke im Bauwesen herbeigeführt, aber doch den Fortschritt der unter den Karolingern begonnenen Neubildung sehr verlangsamt. Es mußte erst den öffentlichen Verhältnissen Sicherheit wiedergegeben werden durch die Könige und Kaiser des sächsischen Hauses, bis die Baukunst monumentalen Zielen sich zuwendete. Schon Heinrichs I. Verhältnis zur Baukunst ging noch nicht über das Nützliche hinaus: er baute Burgen und Stadtmauern. Seine fromme Witwe Mathilde war eine eifrige Klosterstifterin, so daß ihr Sohn Otto zuweilen über ihre zu große Freigebigkeit klagte. Er selbst kam auf die Bahn des Kirchenbaus im Zusammenhang mit staatsmännischen Zielen. Er hatte das Erzbistum Magdeburg errichtet als Stützpunkt für die Christianisierung der Ostmarken; der dortige Dom, begonnen 955, war sein Lieblingsbau. Durch seinen Bruder Bruno, den er zum Erzbischof von Köln machte, kam neues Leben in die Baukunst am Niederrhein. Mit ihm wetteiferte Bischof Notker von Lüttich, dem dort eine neue Kathedrale und ein halbes Dutzend von Klosterkirchen verdankt wurden. In Münster gehen auf Bischof Dodo (seit 967) die Fundamente der noch bestehenden Domkirche zurück, deren stattliche Abmessungen von keiner späteren in Westfalen erreicht worden sind. Für den Mittelrhein wurde der an Ottos Hof erzogene Sachse Willigis epochemachend; alsbald nach seiner Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz (975) legte er den Grund zur neuen Kathedrale. Wie sich die Bewegung rheinaufwärts fortpflanzte, zeigen die Gründungsdaten der Dome von Worms 996 und Straßburg 1015, beide von Grund aus neu und in ihren Abmessungen über ihre Vorgänger weit hinausreichend. Aus dieser örtlichen und zeitlichen Reihenfolge liest man es ab, wie das Vertrauen zum inneren Frieden und zur Sicherheit der von den sächsischen Königen geschaffenen neuen Ordnung nach und nach sich befestigte. Unter den Karolingern war die Welle der Bauunternehmungen von West nach Ost gegangen, jetzt ging sie von Nord nach Süd. Von den alten Reichsklöstern karolingischer Gründung haben Corvey und Fulda größere Wiederherstellungsarbeiten

aufzuweisen, doch kann man sie nicht mehr zu den führenden Kunstorten rechnen. Für Süddeutschland läßt es sich ebenfalls aus der Bautätigkeit entnehmen, wie es nach dem Siege Ottos über die Ungarn aufatmete. In der Entwicklung der Stilformen blieb es gleichwohl zurück: es lehnte sich mehr an die gealterte Kunst Italiens an, als an die frische der Rheinlande und Sachsens. Nicht unbeachtet wollen wir es lassen, daß auch hier die größeren Unternehmungen mit dem sächsischen Kaiserhause in Zusammenhang standen. Aus den von der Kaiserinwitwe Adelheid gespendeten Mitteln wurde der Dom von Augsburg erbaut. Für Regensburg, das eine Zeitlang Sitz der letzten Karolinger gewesen war, brachte Herzog Heinrich, ein Sproß der jüngeren sächsischen Linie, einen neuen Aufschwung, und dessen Sohn, der spätere König Heinrich II., gründete in einem noch halb slawischen Lande den Dom von Bamberg. Derselbe ist in seiner heutigen Gestalt ein glänzender Umbau aus der Stauferzeit, aber er steht auf den unveränderten spätottonischen Fundamenten. Und dasselbe ist der Fall bei den Domen von Augsburg, Straßburg und Worms, wahrscheinlich auch bei denen von Konstanz und Basel, so daß auch von Süddeutschland gesagt werden darf, diese Epoche habe tiefe Spuren zurückgelassen.

War schon in den letztgenannten Bauten der Maßstab — der beim Magdeburger Dom Ottos I. noch bescheiden zu nennen ist — erheblich angewachsen, so stieg er in dem vom ersten Salier, Konrad, begonnenen Dom zu Speier ins wirklich Kolossale. Er ist der größte der mittelalterlichen deutschen Dome geblieben, da der Kölner des 13. Jahrhunderts, wenn auch im Plan ihn übertreffend, nie fertig wurde. Bedenkt man dazu, daß Speier damals höchstens 5000 Einwohner hatte, so kann der Dom niemals auch nur annähernd gefüllt gewesen sein; was mehr oder minder auch bei den andern Domen zutrifft. Es charakterisiert diese Zeit überhaupt: Pracht im Bauen kennt sie nicht, aber ihr hochgespannter Monumentalsinn erfreut sich an einer Gewaltigkeit der Abmessungen, bei der gerade die Unverhältnismäßigkeit zum praktischen Bedürfnis als das Wirksame empfunden wurde. Wir hören von Vernunftmenschen öfters Klagen über die unsinnige Bauverschwendung der Kirchenfürsten. Um ein Beispiel zu nennen, so schritt im Jahre 1046 der Bischof von Hildesheim nach einem leichten Brande seiner erst vor kurzem gründlich ausgebesserten Domkirche zu einem für durchaus überflüssig gehaltenen Neubau, der wegen seiner übertriebenen Größe denn auch eingestellt werden mußte; sein Nachfolger begnügte sich mit dem noch immer ganz stattlichen Maßstabe, den das Gebäude seither behalten hat. Bei einem Charakter wie Adalbert von Bremen versteht sich dann der Versuch des Außerordentlichen von selbst.

Wir greifen nunmehr aus dem Denkmälerbestand einige ausgewählte Beispiele heraus.

Quedlinburg. Hier befinden sich die ältesten Inkunabeln der Baukunst auf sächsischem Boden. Auf dem Burgberge die Grabkapelle König Heinrichs I., später eingebaut in die Krypta der Stiftskirche. Im Tal die Krypta des Wipertiklosters. Eine Krypta war dieser höchst eigenartige Raum ursprünglich nicht, sondern die Kapelle der herzoglichen Pfalz, die 936 die vorher auf dem Burgberg sitzenden Chorherren aufnahm. Beachtenswert ist an diesem kleinen Bau, daß in Sachsen schon damals Wölbung, allerdings mit sehr kleinen Abmessungen, möglich war. Dieselbe besteht nicht, wie es wenig später die allgemeine Regel wurde, aus einer Folge von Kreuzgewölben, sondern aus drei parallelen, noch nicht 2 m im Lichten messenden Tonnen, die von wagerechtem Gebälk und wechselnden Pfeilern und Säulen getragen werden (Abb. 110). Das Prinzip des Stützenwechsels (S. 82) ist also schon bekannt. Das Mittelschiff schließt mit einem Halbkreis ebenfalls wechselnder Stützen, und die Seitenschiffe sind konzentrisch herumgeführt (eine Disposition, die sich in Frankreich weiter entwickelt hat, bis zu den gotischen Kathedralen, aus dem deutschen Formenschatz aber bald verschwand).

Dom zu Magdeburg. Dieser 955 von Otto I. gegründete Bau stellte das Höchste dar, was im 10. Jahrhundert die sächsische Baukunst erreichen konnte. Man ist daran, seine unter dem Bau des 13. Jahrhunderts liegenden Fundamente auszugraben. Ein deutliches Bild ist erst von der Krypta gewonnen, die noch katakombenähnliche Gänge besitzt. Im Aufbau gab sich der Dom, was in Sachsen auf lange Zeit hinaus nicht wieder vorkam, als reine Säulenbasilika. Die Säulenstämme sind im frühgotischen Neubau als Schmuckstücke wieder verwendet worden. Sie sind aus Porphyry, Granit und Marmor und stammen aus dem Abbruch irgendeines spätantiken Gebäudes in Italien. Ein für die Gedankengänge Kaiser Ottos bezeichnender Umstand: er wiederholte, was der große Karl in Aachen getan hatte. Aber sagen wir es noch einmal: der Grundriß ist nicht italienisch, sondern spezifisch deutsch.

Nonnenstiftskirche Gernrode (Abb. 39, 40). Im großen und ganzen noch der Stiftungsbau von 961. Der unregelmäßige Grundriß, in dem es kaum einen einzigen rechten Winkel gibt, deutet auf die Schwierigkeiten hin, die damals mit uns einfach erscheinenden Meßvorrichtungen verbunden waren. Ähnliche, wenn auch nicht gleichgroße, Vermessungsfehler kommen häufig vor, werden aber in unseren landläufigen Veröffentlichungen meist ausgeglichen. Im Aufbau fallen die über den Seitenschiffen errichteten Emporen in die Augen. Sie sind in Sachsen die letzten Ausläufer eines Systems, das in der Karolingerzeit häufig angewendet worden sein mag. Der Zweck ist nicht klar. Basiliken mit Emporen waren im Morgenlande sehr verbreitet und entsprachen hier der Forderung nach strenger Scheidung der Geschlechter. Die Emporen der frühesten deutschen Kirchenanlage würden also wohl als morgenländischer Baueinfluß zu er-

klären sein; da aber die ihnen zugrunde liegende Sitte nicht mitaufgenommen würde, verschwanden sie; nur am Rhein erhielten sie sich sporadisch. Bemerkenswert am Gernroder Bau ist das Streben nach straffer Raumgliederung durch einfache, übersichtliche Zahlenverhältnisse. Nicht nur, daß der Grundriß aus der Quadratur entwickelt ist — was schon karolingisches Prinzip war —, sondern auch der Aufbau ist so proportioniert, daß die Emporenöffnungen der Höhe nach die Hälfte der Erdgeschoßarkaden, die Oberfenster die Hälfte der Emporenöffnungen betragen, während die totale Höhe des Mittelschiffs seiner Länge gleichgesetzt ist, also wieder auf die Figur des Quadrats zurückgeht. Und ähnlich kunstvoll überlegt ist das Verhältnis zwischen dem einfachen Rhythmus der Erdgeschoßarkaden und dem verwickelteren des Emporengeschosses. Beachten wir dann noch das Detail. An den Kapitellen der Hauptsäulen ringt eine plastisch unvermögende Hand mit verblaßten Erinnerungen an die korinthische Ordnung (Abb. 235), während an den Emporensäulchen neue tektonische Bildungen mit gutem Funktions- und Proportionsgefühl sich versuchen. Der Eindruck des Ganzen ist entfernt nicht der eines barbarischen Stumpfsinns; eher beschleicht uns eine gewisse Rührung beim Anblick dieser liebevollen und nachdenklichen Versenkung in das Geheimnis einer ungewohnten Aufgabe.

St. Michael in Hildesheim (Abb. 41, 44, 45, 138, 239, 240). Der Bau ist 40 Jahre jünger als der von Gernrode, der Kulturfortschritt in ihm sehr groß. An der Spitze stand als Bauherr nicht wie dort ein rauher Kriegsmann, sondern der feinstgebildete Kirchenfürst seiner Zeit, der Erzieher Ottos III. und später sein Reisebegleiter nach Italien. Die übertreibende Bewunderung einer jüngeren Generation hat aus dem gewiegten Kenner einen selbst ausübenden, in vielen Sätteln gewandten Künstler gemacht — der er nicht war. Am wenigsten kann ein mit so sicherer Hand durchgeführter Bau wie St. Michael das Werk eines in Kirchen- und Staatssachen vielbeschäftigten Würdenträgers sein, der etwa noch einige Mußestunden für künstlerischen Dilettantismus übrig gehabt hätte. Aber etwas von Bernwards Geist ist natürlich in sein Lieblingsunternehmen übergegangen. Gerade unter diesem Gesichtspunkte verdient es sehr bemerkt zu werden, daß er, der zweifellos mit aufmerksamen Augen in Rom sich umgesehen hat, wie man aus den in Bronze gegossenen Ausstattungsstücken der Kirche, den Torflügeln und der Christussäule, erkennt, in der Architektur nicht antikierte und italisierte, sondern einen Künstler begünstigte, der nach dem Maße der damaligen Zeit ganz modern und national gesinnt war, in der Klarheit und Kraft seines Wollens bei weitem der bedeutendste, den die junge sächsische Kunst bis dahin hervorgebracht hatte. Oben im systematischen Teil unserer Betrachtung hat uns St. Michael wiederholt als klassisches Beispiel für eine ganze Reihe neuer Erscheinungen gedient: das Wichtigste ist, daß sie zu einer ganz einheitlichen Stimmung zusammengefaßt

sind. Die vom 9. Jahrhundert ab im Fluß begriffene Stilwandlung hat in St. Michael ihr erstes, abgeklärtes Ergebnis gezeitigt. Heute müssen wir, um es zu genießen, allerdings in mehreren Punkten die ergänzende Phantasie zu Hilfe nehmen. Nach einem Brande in der Zeit Friedrich Barbarossas wurden die Säulen des Mittelschiffs prächtiger, als die Bernwardschen Würfelknaufsäulen gewesen waren, erneuert und wurde die bemalte Holzdecke ausgeführt, die einzige ihrer Art, die sich erhalten hat. Sie gehört nicht allein der Geschichte der Malerei an, sondern macht uns anschaulich, wie wesentlich auch die architektonische Wirkung durch diese Farberhythmen mitbestimmt wurde. Von den im 16. Jahrhundert in Kriegszeit verstümmelten Querhäusern ist eines kürzlich wiederhergestellt; unter den Restaurationen unserer Tage eine der wenigen, die wir mit ungeteiltem Dank begrüßen. Das Raumbild dieses Bauteils besitzt eine Ruhe, eine Feierlichkeit, zugleich soviel Bestimmtheit in der Charakternuance, wie nur ein erfahrener und gefühlssicherer Künstler sie erreichen konnte. Die Queremporen in den Enden der Querschiffe gehen, mag sein nur indirekt, auf Fulda zurück. Die Gruppierung der Türme ist mehr rheinisch als sächsisch; auch die Anwendung von Großquaderwerk weist auf Beziehungen zum Westen.

Goslar (Abb. 42). Die im Auftrage Kaiser Heinrichs III. vom Hofkaplan Benno (S. 92) erbaute Stiftskirche St. Simon und Juda, 1050 geweiht, 1819 abgebrochen, ist in Sachsen der abschließende Bau dieser Epoche. Musterhaft regelmäßig in der Anlage, kreuzförmiger Ostbau, Langhaus stützenwechselnd in einsäuligem Rhythmus, im ersten Doppelchor und zwischen ihnen ein ungewöhnlich tiefes Portal.

Münster i. W. Der vom Bischof Dodo (967-993) begonnene Dom lebt wahrscheinlich in den Grundlinien des heute bestehenden (aus 12. und 13. Jahrhundert) fort. Trifft diese Annahme zu, so ist er im nördlichen Deutschland unter allen ottonischen Bauten der größte. Die Anlage mit Doppelchor und Doppelquerschiff weist auf jene Zeit.

Paderborn. Neben dem Dom, dessen Westbau wir an früherer Stelle (S. 81) besprochen haben, errichtete im Jahre 1017 Bischof Meinwerk die noch bestehende Bartholomäuskapelle (Abb. 118, 119). In ihr wird vorgreifend ein Bausystem versucht, das allerdings viel später erst in Westfalen allgemeine Verbreitung finden sollte, der gewölbte Hallenbau. Nach dem Prinzip, an das man durch die Krypten gewöhnt war, erhalten die drei Schiffe gleiche Scheitelhöhe. Wenn aber in den Krypten, der Natur des Kreuzgewölbes gemäß, alle Gewölbegrundrisse unter sich gleich und zwar streng quadratisch sind, so wurde hier um des räumlichen Rhythmus willen es gewagt, das Mittelschiff durch größere Breite auszuzeichnen, mithin die quadratische Grundform preiszugeben. Die Gewölbe sind denn auch nicht Kreuzgewölbe, sondern Hängekuppeln zwischen schwach ausgeprägten Gurten. Der Querschnitt ist verhältnismäßig schlank, und als

Stützen sind Säulen gewählt. An den Kapitellen (Abb. 237) ist das Blattwerk plastisch besser behandelt als z. B. in Gernrode, aber vom korinthischen Vorbilde noch freier abweichend. Zu beachten ist der zwischen Kapitell und Gewölbefuß eingeschobene Kämpferaufsatz, wie ihn auch Corvey und Hildesheim und in reduzierter Form Gernrode kennen. Merkwürdig, wie gerade dieses in der Antike nur unter begrenzten Bedingungen auftretende Motiv — in der Renaissance hat Brunelleschi es wieder aufgenommen — der sächsisch-westfälischen Architektur der Frühzeit sich so tief eingeprägt hat.

Essen (Abb. 129). Heute wird man zwischen den rauchenden Schloten der modernsten Industriemetropole ein edles Bauwerk der Ottonenzeit zu finden schwerlich erwarten. Das vornehme und begüterte Frauenstift hatte am Ende des 10. und Anfang des 11. Jahrhunderts nacheinander eine Enkelin und Urenkelin Ottos des Großen zu Äbtissinnen. Der frühromanische Bau ist im 13. Jahrhundert gründlich umgestaltet worden. Er war durch eine in Sachsen damals noch nicht erreichbare Feinheit der Behandlung ausgezeichnet. Wohlerhalten ist der Westbau mit zweigeschossiger Nonnenempore. Seine fast gesucht künstliche Raumdisposition reduziert den Aachener Zentralbau auf ein Halbpolygon. Auch das Langhaus hatte Emporen über den durch tiefe Nischen gegliederten Seitenschiffen. Im Detail herrschen antike Reminiszenzen vor, vereinzelt finden sich aber zwischen ihnen auch schon Würfelkapitelle. Ausnahmsweise erhalten hat sich der offene Vorhof. Dieses altchristliche Motiv dürfte in Westdeutschland bis zum 11. Jahrhundert für größere Kirchen obligatorisch gewesen sein. In Sachsen scheint es keine Aufnahme gefunden zu haben.

Köln. Den Namen des »heiligen Köln« hat es sich reichlich verdient, die eine Stadt umschließt mehr romanische Kirchen als manche ausgedehnte Provinz. Für den ersten Anblick tragen die meisten derselben das Gepräge des 12. und 13. Jahrhunderts. In Wahrheit war schon in dem Jahrhundert vom Regierungsantritt des Erzbischofs Bruno (953) bis zum Tode des hl. Anno (1075) die Bautätigkeit sehr groß. Es bedarf eines archäologisch geschulten Blicks, um unter der jüngeren Schicht die Spuren der älteren wiederzufinden. Wie es scheint, gehörte die Neigung zu gruppierenden Anlagen zum Urcharakter der kölnischen Architektur. Schon der karolingische Dombau hatte zwei Chöre und zwei Querschiffe. Ihm folgten darin zu Ende des 10. und zu Anfang des 11. Jahrhunderts St. Pantaleon, St. Aposteln, St. Andreas. Als Ganzes erhalten und durch spätere Zusätze im ursprünglichen Charakter wenig verändert ist nur Sta. Maria im Kapitol, im Grundriß wiederum reich gruppiert, aber nach einer aus dem Rahmen der gewohnten deutsch-romanischen Typen völlig herausfallenden Idee. Wir müssen an anderer Stelle von diesem viele architekturgeschichtliche Rätsel aufgebenden Bau eingehend sprechen. — Ein anderer

Bau des hl. Anno, die Kirche St. Georg, tritt ebenfalls aus dem landesüblichen Formenkreise heraus und bequemt sich, was nicht bloß dem Kunsthistoriker interessant ist, den Baugewohnheiten des mächtigen burgundischen Reformklosters Cluny an. Ob in Annos Lieblingsstiftung Siegburg dasselbe der Fall war, läßt sich heute nicht mehr entscheiden.

Trier (Abb. 85). Als Domkirche diente ein Bau aus der letzten Zeit der Römerherrschaft, nicht vor 376. Seine ursprüngliche Bestimmung ist ungewiß. Es war ein großer Zentralbau, abgeleitet aus dem Quadrat, in den Umfassungsmauern 40:40 m, in der Mitte ein kleineres, durch vier gewaltige Granitsäulen markiertes Viereck von 20:20 m, die Säulen unter sich und mit den Umfassungsmauern durch Bögen verbunden, darüber eine flache Holzdecke. Der Bau hatte manche Beschädigungen erlitten, in der Völkerwanderung und durch die Normannen, aber seine Substanz bewahrt, bis Erzbischof Poppo (1016—1047) eine Erweiterung unternahm. So entstand die noch heute vorhandene, mit keiner andern deutschen Kirche zu vergleichende Anlage. In symmetrischer Wiederholung der vom römischen Bau vorgezeichneten Einteilung gab sie einen dreischiffigen Bau mit Wechsel von schmalrechteckigen und quadratischen Feldern, über den Seitenschiffen vielleicht mit Emporen, die Decke jedenfalls flach. Der damit gewonnene kontrastreiche Rhythmus mußte dem frühromanischen Stilgefühl besonders zusagen, während als römisches Erbe eine Weiträumigkeit ohnegleichen bewahrt blieb. Das 13. Jahrhundert hat Gewölbe hinzugefügt. Die Westfassade zeigt fast unverändert das Bild des popponischen Baus (Abb. 147).

Am Mittel- und Oberrhein folgten sich in kurzen Zeitabständen die Dome von Mainz (975), Worms (nach 1000), Straßburg (1015), Speier (um 1030). Sie sind alle durch beträchtliche Abmessungen ausgezeichnet. In Mainz haben sich vom ottonischen Bau Reste erhalten, welche die in Abb. 137 gegebene Rekonstruktion rechtfertigen. In Straßburg ruht der heutige, d. i. spätromanische und gotische Bau auf den unveränderten frühromanischen Fundamenten (Abb. 32). Er hatte das lateinische Kreuz noch nicht rezipiert; der Chor schließt unmittelbar an das stark ausladende Querschiff an, folgt also einem, ungewiß wie vermittelten karolingischen Typus (vgl. Fulda und Hersfeld), auch besitzt er keinen Westchor, der weiter rheinabwärts und in Sachsen um diese Zeit allgemeiner Brauch war, dafür eine Westfassade mit Doppeltürmen, die eine nach außen offene Vorhalle zwischen sich haben. Das Innere war eine breiträumige Säulenbasilika. — Imponierte schon das Straßburger Münster durch die Größe seiner Abmessungen, so wurde es darin bald überboten durch den Dom von Speier. Wie wir ihn heute vor uns sehen, ist er das Werk zweier, allerdings sich nahe berührender Bauzeiten und zweier grundverschiedener Bauideen. Der von Konrad II. begonnene, von Heinrich III. vollendete Dom war eine Pfeilerbasilika mit flacher Decke, der von Heinrich IV. um-

gebaute wurde ein Gewölbebau. Aus diesem Umbau läßt sich aber noch der Urbau herauschälen. Seine Betrachtung werden wir indessen am zweckmäßigsten bis zur Schilderung des Umbaus hinausschieben. Nur der majestätischen Krypta ist schon hier zu gedenken (Abb. 111, 113). Sie ist, wenn auch später Ausbesserungen nötig wurden, im wesentlichen als Bau Konrads II. anzusprechen. Wir könnten uns keine Architektur denken, die zu dem Bilde dieses männlich schlichten und starken Herrschers, wie die Geschichtschreiber und seine Taten es zeichnen, besser passen würde. Diese Krypta ist eine wahre Unterkirche mit sieben Altarnischen, den ganzen Raum unter dem Chor mitsamt dem Querschiff umfaßt sie und ist so hoch gewölbt, daß der Fußboden des Querschiffs 4 m über dem des Langhauses liegt. Etwas später wurde an der Westseite der Krypta die Grabkammer angelegt, in der die Salier und mehrere Staufer bestattet sind, darüber der Königschor, auf dem während des Gottesdienstes die Fürsten Platz nahmen; neun Stufen führen zu ihm hinauf und weitere neun zu den Sitzen der Bischöfe und der Geistlichkeit; mit der Anlage einer Krypta verband sich immer der zweite Zweck, eine Schaubühne für die aktuellen Handlungen zu gewinnen; so großartig wie hier ist die Aufgabe nie wieder gelöst. — Konrad II. hat dann noch die Klosterkirche Limburg am Abhang des Hardtgebirges erbaut, auch als Ruine noch von eindrucksvoller Schönheit; die gewaltigen Säulen des Langhauses haben attische Basen von fast antiker Zeichnung und tragen Würfelkapitelle, die ersten in Süddeutschland nachweisbaren. — Unter gleicher Bauleitung wurde das durch einen Brand beschädigte Kloster Hersfeld in Hessen wiederhergestellt; die karolingischen Umfassungsmauern blieben bestehen (vgl. S. 48), der Langchor wurde jetzt hinzugefügt. — Eine Wiederholung des Hersfelder Grundrisses zeigt der Dom von Würzburg; für das 12. Jahrhundert, in das man ihn zu setzen pflegt, ist dieser Grundriß schwer erklärlich. — Am Dom von Bamberg ist die Anlage des Gründungsbaus von 1004 in allen jüngeren Erneuerungen bewahrt geblieben.

Weit ärmer an Bauten des 10. und 11. Jahrhunderts als die bisher betrachteten Landschaften ist die Denkmälerkarte Oberdeutschlands. Die dem alten Bestand gefährliche Baulust der Spätgotik und des Barock trägt nur einen Teil der Schuld daran, ohne Zweifel waren Schwaben und Baiern in der frühromanischen Epoche zurückgebliebene Landschaften. Die Anlagen beharren mit seltenen Ausnahmen bei altertümlicher Einfachheit: querschifflose Basiliken mit dreifachem Apsidenschluß. Die kompliziertere Anlage des Domes von Augsburg (begonnen 994, Abb. 37) geht auf rheinische Vorbilder zurück; übrigens ist der Bau in gotischer Zeit stark überarbeitet worden. Unmittelbare Anschauung von frühromanischer Bauweise gewinnen wir nur an zwei weit von einander entlegenen Punkten des ausgedehnten Gebietes, am Bodensee und in Regensburg. Das vom hl. Pirmin 724 gegründete Inselkloster Reichenau war von den Karolingern ab

bis zum Ende des 11. Jahrhunderts der Mittelpunkt des literarischen und künstlerischen Lebens im alemannischen Südwesten. Der Klosterbezirk umfaßte außer der Hauptkirche Mittelzell die Stiftskirchen St. Georg in Oberzell, St. Peter und Paul in Niederzell, St. Adalbert und die Pfarr- und Taufkirche St. Johann. Die beiden letztgenannten sind abgebrochen, die drei ersten stehen noch aufrecht, etwas grau und unscheinbar geworden, aber von jüngeren Zutaten wenig berührt. Auf ihre vielumstrittene Baugeschichte brauchen wir nicht näher einzugehen. Ein Duft von Altertümlichkeit entströmt ihnen, wie er so rein uns nicht oft zu genießen gegeben wird. Das ist das Beste, was sich von ihnen sagen läßt. In der Bescheidenheit ihrer Anlage und Ausbildung können sie sich mit den rheinischen und sächsischen Bauten nicht messen. Im Mittelzeller Münster gehört das westliche Querschiff nicht dem Urbau an, es wurde 1048 hinzugefügt. — Von dem Aufschwung, den das Bauwesen in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts nahm, ist Zeuge der Dom von Konstanz (seit 1052). Er hat sich in der Hauptsache erhalten, wenn auch die spätgotische Überarbeitung den Eindruck stört. Bauherr war Bischof Rumold, vorher Propst am kaiserlichen Stift in Goslar, zur Zeit als Kaiser Heinrich III. den dortigen Dom errichtete. Es wäre seltsam, wenn er nicht auch die andern großen Bauten der Salier gekannt hätte. Ihnen verdankt der Dom am Bodensee seinen regelmäßig kreuzförmigen Grundriß mit zwei Westtürmen, seine aufstrebenden Raumverhältnisse, seine stolzen Säulenreihen, deren achtseitige Kapitelle aus Goslar entlehnt sind. Den belebenden Einfluß des Konstanzer Doms lassen in der Nachbarschaft die Säulenbasiliken von Petershausen, Stein am Rhein, Schaffhausen erkennen.

Auf der weiten Strecke vom Bodensee bis zum Inn ist nichts übrig geblieben, schon das 12. Jahrhundert hat hier vieles Alte durch Neubauten ersetzt, die ihrerseits wieder von der großen Bautätigkeit der Barockzeit verschlungen sind. Erst in Regensburg stoßen wir auf eine reichere Hinterlassenschaft aus den frühromanischen Jahrhunderten. Die Blütezeit lag unter den Herzögen aus sächsischem Stamm, besonders unter Heinrich II., dem nachmaligen deutschen König. In seine Zeit fällt die Erbauung des Vorgängers der heutigen Domkirche. Die jüngsten Ausgrabungen haben eine Pfeilerbasilika von beträchtlichen Abmessungen nachgewiesen; merkwürdig ist die westliche Lage des Querschiffs, die, wie auch in Augsburg, vermutlich auf Mainz, indirekt auf Fulda, zurückzuführen ist. Aufrecht steht noch die Kirche des wichtigen und reichen Klosters St. Emmeram. Die ringförmige Krypta gehört dem Gründungsbau des 8. Jahrhunderts. Demselben auch die Umfassungsmauern des Langhauses zuzutrauen ist bedenklich. Der durch die Barockdekoration nur leicht verschleierte Pfeilerbau des Mittelschiffs wird am ehesten in die Zeit Heinrichs II. zu setzen

sein. Das Querschiff, westlich wie am Dom, wurde um 1050 hinzugefügt. Die gleiche Anordnung wiederholt sich am Obermünster. Beide Kirchen sind turmlos. — An die römische Stadtmauer angelehnt ist die bischöfliche Pfalzkapelle St. Stephan (Abb. 115), ein Gewölbebau mit tiefen Nischen in den Umfassungsmauern. Dieselbe Konstruktion, offenbar nach römischen oder frühchristlichen Mustern, zeigen die Westkrypta von St. Emmeram und die bischöfliche Burgkapelle auf Donaustauf. Außer den bemerkenswert fein und elegant profilierten Kämpfergesimsen kommen Schmuckformen nicht vor, die Dekoration war der Malerei überlassen.

Es ist nur ein aus Bruchstücken zusammengesetztes, an vielen Stellen blaß gewordenes Bild, das wir von der frühromanischen Baukunst gewinnen können. Aber die Umrisse sind klar. Eine wirklich deutsche Baukunst ist entstanden. Gespeist zwar aus dem Formenmaterial der christlichen Spätantike, doch lebhaft ergriffen von anderm eigenen, von der Antike sehr verschiedenem Gefühl für Rhythmus und Proportion. So vieles im Frühromanischen noch rauh und primitiv ist, stark ist der Wille zum Monumentalen. Alle räumlich größten Bauwerke des romanischen Stils gehören der Frühzeit an. Dazu ein in der altchristlichen Architektur unbekannt gewesener Gestaltenreichtum. Noch ein großes Problem verblieb der Zukunft zu lösen: die Verbindung des Raumbildes der Basilika mit der in Stein gewölbten Decke.